

kennen, daß das Gymnasium des Rahmenplans in die Breite, nicht in die Tiefe geht. Bildung und Erziehung aber vollenden sich, indem sie die Tiefe ergreifen.

22. Auflockerung der Oberstufe. Da man keinen Mut hat, die Oberstufe wirklich zu entlasten, keinen Mut, bei den vielen Fächern wichtige und weniger wichtige zu unterscheiden, will man es nun weitgehend der Vorliebe (meist wird es der Drang zum Leichten sein) des Schülers überlassen, welche Fächer er zusammenstellt. Man sollte sich dazu durchringen, Religion, Deutsch, Geschichte, die Fremdsprachen, Mathematik, und vielleicht noch Physik zu verbindlichen Fächern zu erklären. Das gehört zur wahren Bildung, d. h. der Bestimmung des menschlichen Verhältnisses zu Gott, zu seinem Volk, zu den Wurzeln der Vergangenheit, zum Nebenmenschen, zur Körperwelt. Dazu kämen noch die Leibesübungen. Alles übrige, auch gegebenenfalls Philosophie, sollte Sache freier Arbeitskreise sein. Der Gedanke, die Oberstufe aufzulockern, um dem Schüler Gelegenheit zu geben, sich in seinem Leistungsfach auszuzeichnen, heißt in das Nest der allgemeinbildenden Schule fachschulische Kuckuckseier legen.

23. Eines hat der „Rahmenplan“ erreicht: jeder Kreis, der sich um Bildung und Erziehung müht, ist in Aufregung geraten. Es zeigt sich auch, wie unbefriedigt eigentlich jeder mit dem heutigen Zustand ist. Es scheint uns, es sei bisher niemand aufgetreten, dem man ein grundsätzliches „Alles beim Alten belassen“ nachsagen könnte. Es scheint nur dort zu sein, wo Männer und Frauen der Praxis seit den nach 1945 geschaffenen Plänen immer wieder erleben, daß bald das, bald jenes als „Kleinreform“ vorgeschrieben wird. Sie wollen endlich einmal wirklich ruhig arbeiten, um dann gültige Erfahrungen zu sammeln. Auffallend – oder auch nicht – ist es, „daß jene politischen und beruflichen Organisationen, die sich auf dem Gebiet der Pädagogik dem Liberalismus und Interkonfessionalismus verschrieben ha-

ben, den Rahmenplan lebhaft begrüßen“ (Bischof Dr. J. Pohlschneider, Aachen). Es gibt rein negative Haltung und Verwerfung des Ganzen bei einzelnen Äußerungen. Die Mehrzahl der Stellungnahmen aber nehmen den Plan ernst, sogar sehr ernst. Die gehaltreichste „Stellungnahme und Gegenvorschlag zum Rahmenplan“ gab das Deutsche Institut für Bildung und Wissen heraus (Düsseldorf 1959, Schwann). Da Erziehung und Bildung keine apriorischen Wissenschaften sind, sondern besser den Künsten zugeordnet werden, sollte man auch nicht alle Schulen auf ein Neues verpflichten, das sich vielleicht als Fehlschlag erweist. Unter der Verpflichtung, das zu lehren, was den Staatsbürger bildet, sollte man es einzelnen Schulen gestatten, neue Wege zu suchen und zu gehen. Was sich da als bester Weg erweist, kann man dann, nach genügend langer Erfahrung, auf andere Schulen übertragen. Das war der Weg der Schule vom Altertum bis zum 18. Jahrhundert. Äußere Gleichförmigkeit mag für „Standard“ waren und „Standard“verpackung gelten, nie aber für die Bildung von Menschen. Wenn der Staat der Schule, insbesondere der „freien“ Schule Freiheit gibt, sichert er am besten seine eigene Freiheit und die seiner Glieder.

Hubert Becher SJ

## Vorposten Toumliline

Auf der Ersten Internationalen Studienwoche über Mission und Liturgie in Nymwegen im September 1959 hat Erzbischof Cordeiro von Karachi die Bildung von Zentren liturgischer Erneuerung vorgeschlagen und angeregt, damit die Klöster derjenigen Orden zu betrauen, die sich bisher schon besonders um die Liturgie bemüht haben. Gleichzeitig forderte er auch mehr Niederlassungen kontemplativer Orden in den Missionsgebieten (vgl. Herder-Korrespondenz XIV [1959] 57).

Es ist überaus bezeichnend für einen tiefgehenden Wandel im innerkirchlichen Haushalt, daß hier ganz offen



Liturgie und kontemplatives Leben in den Dienst des missionarischen Auftrags gestellt werden. Galten und gelten doch bisher in weiten Kreisen die eine für das verborgenste Arcanum im innersten Heiligtum und das andere als die zarteste Blüte höchster Geistigkeit, die man den rauen Stürmen einer noch rohen und ungefügen Christenheit nicht aussetzen könne. Indessen ist der apostolische Elan einer Therese von Lisieux und die erobernde Bruderliebe eines Charles de Foucauld nicht ohne Frucht geblieben. Die liturgische Erneuerung hat nicht nur mehr und mehr die Liturgie erneuert und belebt, sondern der ganzen Kirche zu einem neuen Selbstverständnis und einer glaubwürdigeren Selbstdarstellung verholfen. Liturgisches Apostolat schlechthin; liturgische Pastoral wurde zum Ansatzpunkt für eine Gesamtpastoral, so daß sich vor allem in Missionsländern ein sinnvoll gestalteter Gottesdienst als bestes Mittel umfassender Katechetik und vertiefender Einweihung erweist. Zugleich aber tritt der nicht-christlichen Umwelt in einer monastischen, familienhaft geordneten brüderlichen Gemeinschaft, ihrem Gebetsdienst, ihrem Liebeswerk und schlichten Arbeit zusammen mit der Urgestalt der Kirche zu Jerusalem auch ihre reinste Existenzweise als Unterpfund und Vorglanz ihrer Vollendungsform wärmend und werbend vor Augen, – nicht verstellt durch das Allzuviel geschichtlicher Übermalungen, unbelastet von kolonialer Machtgebärde, imperialem Prestigezauber, organisatorischer Herrschgewalt. Es ist die Weise, wie die Kirche sich ausliefert, mütterlich empfängt und umfängt, allen alles wird. Dabei soll nichts Gewordenes verneint, wohl aber Werdenendes und Keimendes gefördert und ermutigt werden.

In gänzlich unerwarteter Weise sind in den letzten Jahren die östlichen Hochreligionen: Buddhismus, Hinduismus und Islam, missionarisch aktiv geworden, und zwar diesmal in Richtung auf den Westen. Da wir nun aber nicht mehr im Zeitalter bewaffneter Religi-

onskriege leben, fühlt sich die Christenheit also zu einem geistigen Widerstand und Gegenangriff herausgefordert. Auch von daher gesehen, kommt dem missionarischen Einsatz kontemplativer und liturgischer Gemeinschaften eine ganz besondere Bedeutung zu.

Das *Benediktinerkloster Toulilane* in Marokko ist ein solcher Ort einer Neu-Begegnung von Christentum und Islam. Gerade zwischen diesen beiden geistigen Mächten und ihren politischen Inkarnationen, den christlichen und den islamischen Staaten, haben sich fast unübersteigbare Mauern aufgerichtet. Aus dem Gegeneinander und Nebeneinander wurde nie eigentlich ein Miteinander und Zueinander; aus der Gegnerschaft wurde kaum je in der Geschichte eine echte Begegnung, schon gar nicht in den von europäisch-christlichen Mächten beherrschten Kolonien und Protektoratsgebieten, wie etwa in dem Frankreich unterstellten Marokko.

Als im Jahre 1952 eine kleine Gruppe französischer Mönche aus der Abtei Encalcat damit begann, die Mauern einer verlassenen Ferienkolonie am Hang des Mittleren Atlas im Herzen Marokkos unter berberischer Bevölkerung zu einer klösterlichen Niederlassung auszubauen, wollten sie nichts anderes, als in der Stille und Einsamkeit nach der Regel St. Benedikts Gott suchen. Aber sie wußten auch, daß man Gott weder suchen noch finden noch lieben kann, wenn man nicht den Nächsten sucht, findet und liebt. Wer aber war hier der Nächste? Armes, zerlumptes Volk aus der Umgebung, islamischen Glaubens, barbarischer Mundart. Ferner: zur Arbeit angehaltene marokkanische Kriegsgefangene und ein paar französische Offiziere und Wachmannschaften. Die Mönche nahmen sich der Armen an, beschäftigten sie beim Bau, erteilten ihnen ärztlichen Rat und soziale Hilfe, gewannen das Vertrauen der zum Teil eltern- und heimatlosen Kinder und erwiesen den gefangenen Marokkanern mildtätige Liebe, was ihnen Tadel und Feindschaft der aufsichtführenden Franzosen ein-



trug, – also gerade derer, die ihnen von Natur her eigentlich die „Nächsten“ gewesen wären.

Kein Wunder, daß im Volk ein Stauen anfang: „Ich glaubte, alle Christen wären böse“, sagte ein Kind, „jetzt sehe ich, daß es auch gute gibt.“ Bald hieß es allenthalben: „Die Männer von Toumliline, – das sind wahre Moslem, Gläubige!“ Und man erinnerte sich an jenen Spruch des Koran (V, 82), in dem es heißt: „Du wirst sehen, daß die, die uns Gläubigen am nächsten stehen, die sind, die von sich sagen: wir sind Christen. Unter ihnen finden sich Priester und Mönche, Menschen, die nicht vom Stolz aufgebläht sind.“

So wurden, im Maße die Mauern des Klosters wuchsen, die Mauern des Mißverstehens und der Feindschaft niedergerissen. In den Wirren der Unabhängigkeitskämpfe (1953–1956) blieb die Niederlassung der Benediktiner unangefochten. Die Marokkaner hatten verstanden, daß diese Franzosen keine kolonialen und imperialistischen Absichten hatten, sondern in ihrer Mitte nichts anderes wollten, als ein christlich-religiöses Leben führen. Gleich nach der erlangten Unabhängigkeit erwies ihnen König Mohammed V. und seine Familie Vertrauen und Achtung. Kein Zweifel war möglich: diese Männer lebten gerade aus ihrer religiösen Überzeugung heraus in Ehrfurcht vor der seelischen Freiheit ihrer Mitmenschen. Von ihnen war keine Vergewaltigung irgendwelcher Art zu fürchten. So konnten sie sich auch im neuen Marokko selbst völliger Freiheit erfreuen und sich eine immer weiter ausstrahlende Wirkung sichern.

Um den innersten Kern des monastisch-liturgischen Lebens legte sich zunächst ein Ring christlicher Liebestätigkeiten am Nächsten. In steigender Zahl werden von einer Krankenstation die Bedürftigen der Umgebung betreut, wobei ein Mönch als Arzt und ein anderer als Gehilfe, sowie holländische Krankenpflegerinnen und einige Marokkaner tätig sind. Die Inanspruchnahme der Krankenstation beläuft sich an ein-

zelnen Tagen bis zu 120 Kranken; im Jahre 1958 wurden mehr als 20000 Leidende gezählt, denen ärztlicher Rat und medizinische Hilfe erteilt werden konnte. Neben dieser sozial-caritativen Tätigkeit steht die pädagogische: ganz ohne jede Absicht wuchs den Mönchen von Toumliline eine erzieherische Aufgabe an der verwahrlosten und elternlosen Araber- und Berberjugend zu. Mit dem sicheren Instinkt von Naturwesen hatten die Kleinen gemerkt, daß bei diesen fremden, sanften Männern Güte und Geborgenheit zu finden wäre. So schlossen sie sich ihnen gleich von Anfang an und gliederten sich schließlich der benediktinischen Familie ein. Einige wohnen nun ständig im Kloster und erlernen ein Handwerk, andere besuchen mittlere und höhere Schulen im Lande oder sogar in Frankreich. Alle – an fünfzig – verbringen ihre Ferien bei den Mönchen, als hätten sie dort ihr Elternhaus. Dabei bleiben sie gläubige Moslem und Anhänger des Propheten.

Schon das allein wäre für eine Gemeinschaft von etwa vierzig Mönchen, die sich auf etwa 40 ha Land durch ihrer Hände Arbeit zudem noch selbst ernähren müssen, allermeist genug an hingebender Leistung und liebendem Dienst. Aber wo Leben ist, da regen sich immer neue Zeugungen und Bezeugungen: so trafen sich im Umkreis des Klosters junge Franzosen aus dem Mutterland und aus den europäischen Städten Marokkos mit marokkanischen Studenten der mohammedanischen Universität in Fes, der berühmten Karouine, und aus solchen Begegnungen entwickelten sich die „Internationalen Sommerkurse von Toumliline“, die nun bereits zu einer stehenden Einrichtung geworden sind.

Alljährlich treffen sich in wachsender Zahl junge Menschen aus Europa, Afrika, dem Mittleren Osten und Amerika im Schatten der Steineichen des friedlichen Klosterbezirks: Christen, Moslem, Juden. In systematischen Vorträgen und in freieren Arbeitskreisen werden aktuelle Fragen der Familienordnung und des Staatsaufbaus, der Be-



ziehungen zwischen Rassen, Kulturen und Religionen, zwischen Technik und Humanismus, technischer Zivilisation und Entwicklungsländern erörtert und in einem Klima freundschaftlichen Geistes einer Klärung entgegengeführt. Währenddessen geht der klösterliche Alltag der Mönche seinen ruhigen Gang und begleitet still und unaufdringlich das Gespräch der geistig und kulturell so verschiedenartigen Welten.

Ein neuer – oder wenn man will: ein sehr alter Typ von „Mission“ ist hier entstanden. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Die Sendung Christi in die Menschheit, die Sendung der Apostel in die Welt geschah aber in Selbstentäußerung, Armut und Preisgegebenheit, und gerade dadurch wirkte sie zeugend und überzeugend. Der Islam kennt und liebt Christus, aber von der historischen Machtgestalt der Kirche und seiner Begegnung mit ihr in den Kreuzzugszeiten ist ihm ein tiefes Trauma geblieben, das durch die Epoche des europäischen Imperialismus nicht gerade Linderung oder gar Heilung gefunden hat. Wenn ihm das Christentum glaubwürdig erscheinen soll, so muß es ihm zuallererst einmal lebenswürdig entgegentreten, oder wie es schon formuliert wurde: statt der Lieblosigkeit der Macht muß ihm die Machtlosigkeit der Liebe begegnen. Das aber ist das wagemutige Zeugnis der Mönche von Toumliline.

Notwendigerweise befinden sie sich in einem islamischen Staatswesen im Vorfeld der Mission. Aber nicht überall ist Afrika in gleicher Art verfaßt und unzugänglich. Vielmehr sind weite Teile von Schwarz-Afrika heute zum Spannungsfeld religiöser Kräfte geworden, die unter gleichen Ausgangsbedingungen kämpfen. Dem Christentum bieten sich gewaltige Möglichkeiten, im Maße wie es sich seiner Allianz mit den Kolonialmächten begibt und sich brüderlich dienend vor Völkern des Schwarzen Erdteils auftut. Die traditionelle Mission ist in Afrika vor ganz ungeheure Probleme gestellt, die vor allem durch den Einbruch des technischen Zeitalters

heraufbeschworen worden sind. Die Völker des Kontinents sind in Bewegung geraten, ihr altes Stammesgefüge ist zerbrochen, sie befinden sich in einem Zustand der Völkerwanderung, vergleichbar dem Europa der christlichen Frühe. Gerade hier aber bietet sich als schon erprobtes Heilmittel die monastische Lebensform verwurzelter Gemeinschaften an wie ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Die Mönche von Toumliline fühlen sich auf ihrem Hörsitz in Marokko gleichsam auf Vorhut. Aus der wachsenden Vertrautheit mit der afrikanischen Mentalität glauben sie, den europäischen Abteien, die dem Rufe Papst Pius' XII. in seiner erschütternd eindringlichen Enzyklika „Fidei Donum“ von 1957 Folge leisten und in Afrika Niederlassungen gründen wollen, mit Rat und Tat helfen zu können. Sie selbst sind bereit, an der Elfenbeinküste eine Gründung zu unternehmen und jene Erfahrungen zu machen, die bei aller theoretischen Vorklärung nicht vorausgeahnt werden und durch keine noch so umsichtigen Überlegungen vermieden werden können.

An Vorklärungen und Überlegungen hat es indessen nicht gefehlt: im Anschluß an die Sommerkurse 1959 fand in Toumliline eine eigene Expertentagung statt, die erst einmal die grundsätzlichen Fragen nach dem Verhältnis von Mission und Kontemplation erörterte und sich dann auf einen Erfahrungsaustausch auf Grund des vorliegenden Materials aus bereits bestehenden Gründungen einließ. Dabei zeigte sich, daß das Betreten von Neuland für den alten monastischen Orden selbst zunächst einmal eine ungeahnte Verjüngung und Erneuerung bedeuten würde, gewiß nicht ohne Rückwirkung auf seine Gestalt in den Ländern der alten Christenheit. Das Problem der Anpassung an die Umwelt stellt sich den afrikanischen Gründungen in ganz akuter Form, weil sie von vornherein darauf angelegt sind, möglichst bald im Lande zu verwurzeln und Nachwuchs aus der einheimischen Christenheit zu formen.

Paulus Gordan OSB